

würde ich hier nicht nur anders begründen, sondern erst recht anders werten. Dazu nenne ich meine grundsätzliche Anfrage an das hier vorliegende Gesamtkonzept: Soll wirklich eine am Rechtfertigungsartikel, wie ihn Vf. versteht, orientierte ökumenische Verständigung damit erkauf werden, daß die durch die Aufklärung bestimmte rationalistische Position einer ethischen Interpretation Jesu Christi und des Christentums vollends aus der Kirche verdrängt wird? Dieser Preis wäre zu hoch!

Erlangen

Friedrich Mildenerger

Alte Kirche

Wolfgang Schuller: *Frauen in der römischen Geschichte*. Universitätsverlag Konstanz GmbH 1987, 149 S.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Bändchens über Frauen in der griechischen Geschichte liegt nun das angekündigte Gegenstück über Rom vor. Wie dort ist es auch hier das Ziel des Verfassers, nicht psychologisch angelegte Charakterbilder zu entwerfen, sondern die Frauen als handelnde und behandelte Wesen in die Geschichte einzustellen. Mit dem Abrücken von einer strukturellen Betrachtungsweise ist der Weg zu einer chronologischen Gliederung vorgezeichnet, der freilich die legendären Frauengestalten aus der römischen Frühzeit zum Opfer fallen. Als gemeinsames Merkmal in allen Epochen der römischen Geschichte erkennt S. eine gesellschaftliche Benachteiligung der Frauen, die überall den zweiten Rang einnehmen.

Das Einleitungskapitel (I.) über die rechtliche und allgemeine Stellung der Frauen nennt zwar eine Reihe von Belegen über den generellen Ausschluß von allen öffentlichen Ämtern aufgrund des Herkommens (ausgenommen die priesterlichen Ämter) sowie die Unterstellung unter die *patria potestas* bis hin zur Frauentutel, tatsächlich aber, so wird zu Recht betont, seien sie wegen ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit sowie der hohen Achtung, die sie innerhalb und außerhalb der Familie besaßen, durchaus keine entrechteten und verschüchterten Anhängsel in der Gesellschaft gewesen. Da heute die Behandlung eines solchen Themas ohne eine Einbeziehung der Unterschichten nicht mehr denkbar ist, werden auf den folgenden Seiten Frauen aus Pompeji, Ostia und Ägypten vorgestellt, über deren verschiedenartige Berufe und Tätigkeiten (II.) eine Fülle von Inschriften Auskunft geben. Die Skala reicht von Freudenmädchen und Gastwirtinnen über die Geldverleiherin und Grundstückseigentümerin bis hin zur angesehenen Ärztin. Besonders auffällig ist hierbei, daß sich in der verschütteten Stadt am Vesuv der weibliche Teil der Bevölkerung anders als in Athen intensiv an den Wahlkämpfen beteiligte. Offenbar versprachen sich die Kandidaten davon eine nicht geringe Werbewirksamkeit. Im Abschnitt über die Frau in der hohen römischen Republik (III.), in welchem naturgemäß die *lex Oppia*, aber auch eine Gestalt wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, einen breiten Raum einnehmen, werden zwei Ausprägungen der römischen Frauenwelt herausgearbeitet: Neben Übermut und Launenhaftigkeit, beides entspringen aus einem Verlust an Standesdisziplin, gebe es das Festhalten an einer mustergültigen aristokratischen Haltung. Aber auch hier zeige sich aufgrund hoher Bildung und innerer Souveränität bereits eine Loslösung von überkommenen Verhaltensmustern. Zu fragen wäre freilich, ob es jene tradierten Verhaltensschemata überhaupt gegeben hat. Waren es nicht vielmehr nach männlichen Vorbildern konstruierte Frauen-Exempla? Nach dieser Zweiteilung werden auch die Frauen in der späten Republik geschildert (IV.), als angesichts der fortschreitenden Brüchigkeit des *mos maiorum* große Einzelpersönlichkeiten nicht nur bei Männern tonangebend werden. Energie, Selbständigkeit, politische Initiative, Einsatz einer großen Klientel – all dies läßt sich auch bei Gestalten wie Sempronia, Clodia, Terentia, Fulvia und anderen feststellen. Somit wird in der Frauengeschichte die allgemeine Geschichte transparent. Etwas kursorisch wirkt das Kapitel über die Frauen in der Kaiserzeit (V.),

da der Bogen von der augusteischen Zeit bis zu den syrischen Kaiserinnen im 3. Jh. gespannt wird. An einer Reihe von Figuren wie Livia, den beiden Juliae und Agrippinae, Messalina, Poppaea, aber auch an so ansprechenden Vorbildern wie der Augustusschwester Octavia, an Senecas Gattin Paulina oder der älteren Arria, der Gemahlin des Caecina Paetus, wird anschaulich gemacht, wie die frühere Doppelgesichtigkeit sich noch schärfer akzentuiert, so daß größte Emanzipation ebenso glaubhaft wird wie stilles Heldentum. Als Gründe sieht der Verfasser beispiellose Unterdrückung, extremen Wertewandel und Versagen vor der Macht, übrigens wiederum bei beiden Geschlechtern gleichermaßen feststellbar. Etwas konstruiert erscheint die positive Gegenzeichnung der Frauen im humanitären Kaisertum, denn die Eskapaden der Faustina, der Gattin Marc Aurels, waren doch wohl mehr als „einige anderslautende Gerüchte“, auch die Bemerkungen zu dem, was man gemeinhin als orientalische Weiberherrschaft der Severer-Frauen bezeichnet, geraten recht kurz: Ihr Einfluß zeige lediglich an, daß das römische Reich ein internationales Gebilde geworden sei.

Ausführlich sind die beiden letzten Abschnitte über den christlichen Bereich geraten. Im ersten (VI.) wird zum einen die selbständige Rolle der Frau und ihre problemlose Akzeptierung durch die männlichen Zeitgenossen im Urchristentum mit einer Reihe von Beispielen aus dem Neuen Testament hervorgehoben. S. erkennt hier den Zustand wieder, der in hellenistischer Zeit bei Griechen und auch im Spätjudentum zu finden sei. Demgegenüber werden die Stellen vor allem in den Paulusbriefen, welche eine gewandelte Auffassung von der Rolle der Frau im Sinne einer bedingungslosen Unterordnung sichtbar werden lassen, einhellig späteren Veränderungen des Textes zugeschrieben. Hierzu gehören demnach nicht nur 1 Kor. 14, 34f., sondern auch die bekannten Haustafeln in den Briefen an die Kolosser, die Epheser, an Timotheus und Titus, die nach der Erkenntnis der neutestamentlichen Wissenschaft als nichtpaulinisch einzustufen seien. Nunmehr werde der Frau jede geistliche Funktion genommen. Jener scharfen Trennung zwischen einer ursprünglich völlig unproblematischen Rolle der Frauen in den Gemeinden und einer allmählichen Veränderung mit dem Ergebnis eines völligen Ausschlusses aus der Amtskirche ist jedoch mit einer gewissen Reserve zu begegnen, noch weit fragwürdiger ist die Analyse, welche der Verfasser über die „asketischen Erscheinungen“ in der vornehmen Damenwelt des 4. Jh.'s etwa in der Umgebung des Hieronymus anstellt. Wenn bei letzteren die damit verbundene Stiftung von Klöstern und Kirchen lediglich eine Gelegenheit gewesen wäre, „erhebliches soziales Prestige zu gewinnen“ (hatten sie das nicht schon?), so bleibt unerfindlich, wie sich damit die zutagetretende karitative Tätigkeit, die freiwillige Unterordnung unter erprobte Vorgesetzte und schließlich die Bereitschaft, den Lebensunterhalt durch der eigenen Hände Arbeit zu verdienen, in Einklang bringen lassen. Die Lebensführung dieser adeligen Christinnen bedeutete etwas ganz anderes und weit Höheres als das Dasein von Vestalinnen, wofür man zur Zeit des Symmachus trotz hoher Anreize kaum mehr Bewerberinnen fand. Das letzte Kapitel (VII.) über die Herrscherinnen der Spätantike wird zu einer Sammlung eindrucksvoll gezeichneter Charakterbilder von hochgestellten Damen aus kaiserlichem Haus, angefangen von Helena über Justina, die Gegenspielerin des Bischofs Ambrosius in Mailand, die beiden Eudoxiae, Pulcheria, Galla Placidia bis hin zur Byzantinerin Theodora, deren Biographen Prokop S. eine auffallend hohe Glaubwürdigkeit zubilligt. Das Christentum, so meint er zusammenfassend, habe zu einer Steigerung der Herrscherstellung und einer neuen Herrschaftslegitimierung dieser Kaiserinnen wesentlich beigetragen. War es bei der Kaiserschwester Pulcheria aber wirklich allein das Gelöbnis der Jungfräulichkeit, das sie ein so hohes Prestige erreichen ließ? Letztlich war auch deren Macht, so betont der Verf. am Ende freilich zu recht, von der Instanz des Kaisers abgeleitet und zweitrangig, da sie nur bei Ausfall der männlichen Seite oder durch eine Ehe in ihre hohe Machtpositionen gelangen konnten.

Legt man das Buch aus der Hand, so fühlt man sich bereichert durch jene Fülle weiblicher Lebensschicksale, die in den historischen Kontext eingeordnet beziehungsweise aus ihm heraus interpretiert werden. Für ein volles Verständnis aber kann und darf das Frauenbild nicht fehlen, welches uns die römischen Dichter geschenkt haben. Erst der

Zusammenklang von historisch distanzierter Betrachtung und existenziellem Erleben des antiken Menschen selbst vermag zu zeigen, wie römische Frauen wirklich waren.

Wendelstein

Richard Klein

Jürgen Becker u. a.: Die Anfänge des Christentums. Alte Welt und Neue Hoffnung. Stuttgart, Kohlhammer 1987, 280 S., kt., DM 39,80.

Das Manuskript des vorliegenden Bandes wurde für eine kirchengeschichtliche Reihe erstellt, die unter dem Titel „Christentum und Gesellschaft“ erscheinen sollte; als diese Reihe aufgegeben wurde, war es im wesentlichen fertiggestellt. Der erste Band der geplanten Reihe wird nun von Jürgen Becker, der den acht Beiträgen ein Vorwort und eine Einführung voranstellt, selbständig publiziert. Die aus Titel und Untertitel des vorliegenden Bandes nicht erkennbare Absicht der geplanten Reihe war, die „Verflechtung des Urchristentums mit der antiken Welt auf den Ebenen der staatlichen Institutionen, der gesellschaftlichen Wirklichkeit, des Kultus und der Religionsphänomene“ in den Blick zu rücken. Daß die einzelnen Beiträge dieser Aufgabe nur in sehr unterschiedlicher Weise gerecht werden bzw. gerecht werden konnten, hat vermutlich zu der Wahl eines allgemeinen Buchtitels geführt, der nun freilich seinerseits Erwartungen weckt, die nur begrenzt erfüllt werden.

Christoph Burchard behandelt „Jesus von Nazareth“ (12–58), nämlich seine Person, seine Verkündigung und seine Nachfolger in Galiläa. Er tut dies auf der Grundlage der synoptischen Tradition und im Sinne eines gemäßigt kritischen Konsensus.

Drei Beiträge befassen sich mit der apostolischen Zeit. Carsten Colpe bespricht „Die älteste judenchristliche Gemeinde“ (59–79). Er arbeitet erheblich mit psychologischen und soziologischen Vermutungen und benutzt die Apostelgeschichte relativ unkritisch. Er rechnet mit „einer ekstatischen Gesamtposition der von Jesus Zurückgelassenen“, die es unmöglich mache, eine differenzierte Entwicklung der frühen theologischen Gedanken zu rekonstruieren. Karl Löning untersucht den „Stephanuskreis und seine Mission“, indem er methodisch richtig die lukanische Redaktion von den Lukas zugekommenen historischen Informationen abzuheben versucht, doch bleibt seine Sicht zu sehr der Harmonistik des Lukas verpflichtet, so daß er die Bedeutung des Stephanuskreises für die Geschichte des frühen Christentums m. E. zu gering einschätzt. Schließlich behandelt der Herausgeber Becker selbst in einem relativ umfangreichen Beitrag „Paulus und seine Gemeinden“ (102–159), eine solide, gründliche, theologische Aspekte einbeziehende Darstellung, die das „Außenverhältnis der Gemeinden“ ausführlich berücksichtigt. Becker rückt dabei manche Eigenwilligkeiten des Beitrags von Löning mit gutem Grund zurecht, indem er sich z. B. gegen die von Lüdemann vorge-schlagene Paulus-Chronologie wendet. Auch er unterschätzt freilich die Bedeutung des gesetzefreien und universalistischen Christentums vor Paulus, das maßgeblich von Stephanus bestimmt wurde, und seine soziologischen Vermutungen erscheinen oftmals zu heilsichtig.

Der nachapostolischen Zeit sind vier Beiträge gewidmet. John K. Riches nimmt sich viel vor und bleibt manches schuldig, wenn er „Die Synoptiker und ihre Gemeinden“ (160–184) politisch verorten will. Überzeugende historische Analysen finden sich zu wenig, aktualistische Problemfelder zu viel. Anschaulich und unter gediegener Einbeziehung zeitgenössischer Quellen behandeln anhand der Deuteropaulinen und der Apostelgeschichte Peter Lampe und Ulrich Luz „Nachpaulinisches Christentum und pagane Gesellschaft“ (185–216) – ein dankbares Feld für die Spezialhinsicht der ursprünglich geplanten Reihe. Ulrich B. Müllers Aufsatz über „Apokalyptische Strömungen“ (217–254) befaßt sich vor allem mit Mk 13, 2Thess und der Johannesoffenbarung. Dieser Beitrag krankt an einem m. E. zu engen Begriff des Apokalyptischen, das wesentlich als literarisches Phänomen aufgefaßt wird. Daß „der simple Tatbestand, daß die ersten Gemeinden keine Apokalypsen geschrieben haben“ (227), die Apokalypstik von der Wurzel des Christentums fernhält, ist eine zu simple Auskunft. C. Kingsley Barrett schließlich handelt unter strikter Hinsicht auf den Gesellschaftsbezug